

Karls V. („Plus ultra“) sowie genealogische und dynastische Bildprogramme in den Mittelpunkt seiner Überlegungen.

Eine Stammtafel zu den mittelalterlichen Habsburgern (S. 486), ein umfangreiches Abbildungsverzeichnis und ein ausführliches Namenregister erschließen den instruktiven Sammelband, der für zukünftige Forschungen über das Haus Habsburg wichtig bleiben wird.

Erwin Frauenknecht

Manuel KAMENZIN, Die Tode der römisch-deutschen Könige und Kaiser (1150–1349) (Mittelalter-Forschungen, Bd. 64). Ostfildern: Jan Thorbecke 2020. 586 S. ISBN 978-3-7995-4385-9. € 68,-

Tod und Sterben ist ein in den letzten Jahren wieder florierendes Forschungsfeld der internationalen Mediävistik, auch wenn für den deutschsprachigen Raum der Eindruck entstehen könnte, dass sich jüngst vornehmlich dem Tod und den Toten gewidmet wurde, während der Prozess des Sterbens selbst eher in englischsprachigen Veröffentlichungen in den Blick genommen wurde. Der Titel von Manuel Kamenzins Buch „Die Tode der römisch-deutschen Könige und Kaiser (1150–1349)“, in dem er die Ergebnisse seiner Heidelberger Dissertation aus dem Jahr 2017 aufbereitet, lässt für diesen Band selbiges vermuten. Aus der Warte der Erforschung von Sterben und Tod im Mittelalter wählt Kamenzin erfreulicherweise aber einen Zugriff, der Sterbeprozess und Todesmoment gemeinsam betrachtet. Seine zeitliche Eingrenzung – die Tode von Heinrich (VI.) bis Günther von Schwarzburg – erklärt sich einerseits aus dem Desiderat einer systematischen und vergleichenden Analyse der zeitgenössischen Berichte des Sterbens und Todes dieser Herrscher. Andererseits setzt Kamenzin mit der Goldenen Bulle auch einen historisch begründeten Schlusspunkt seiner Arbeit (S. 13–16).

Der Forschungsüberblick wiederum zeugt davon, wie breit Kamenzin sich mit dem Thema Tod und Sterben im Mittelalter auseinandergesetzt hat. Dabei bleibt die Beschäftigung mit der Forschungsgeschichte des Spezial- (Tod der Könige) und des übergeordneten Themas (Tod und Sterben allgemein) allerdings etwas unverbunden, die Frage bleibt offen, inwiefern Entwicklungen im allgemeinen Feld die Studien zu Sterben und Tod der Herrscher beeinflusst haben und vice versa. Zwar geht Kamenzin auf einige für seine Arbeit besonders bedeutende Studien ein, womöglich hätte hier dennoch ein stärker systematisierender Blick den ansonsten sehr umfassenden Forschungsbericht noch abgerundet (S. 19–28). Gleiches lässt sich für das Fazit sagen, wäre doch auch dort eine deutlichere Einordnung der Ergebnisse in die allgemeine Forschung zu Sterben und Tod erfreulich gewesen, zum Beispiel im Hinblick darauf, wie sich die Arbeit mit ihrem ideen- und vorstellungsgeschichtlichen Ansatz zu der in der Forschung zu Sterben und Tod jüngst deutlich favorisierten mediengeschichtlichen Methodologie positioniert.

Dabei leistet Kamenzin für dieses Forschungsfeld immer wieder wichtige Begriffsarbeit, unterscheidet er zum Beispiel zwischen Todesnotiz und Todesschilderung und bietet mit dem zweiten Lemma einen sinnvollen Ersatz für den problematischen Begriff der „Sterbeszene“ (S. 31 f.). Als besonders wertvoll erweist sich zudem, dass Kamenzin sein Instrumentarium zur Analyse der narrativen Umsetzung herrschaftlicher Tode aus spätantiken und frühmittelalterlichen Quellen selbst generiert: Damit wird er nicht nur der Tatsache gerecht, dass der Diskurs um Sterben und Tod zutiefst durch biblische und patristische Traditionen geprägt ist, sondern er arbeitet auch mit den Traditionslinien der historiographischen Gat-

tung. Zugleich kann sein Kategorienset zur Beschreibung eines guten oder schlechten Todes sich gegen ältere Fehler der Forschung erwehren: Die Quellen selbst fungieren als Korrektiv (S.35–75).

Die einzelnen Analysen, die Kamenzin nach gewaltlosen (S.89–248) und gewaltsamen Toden (S.249–354) sowie Sonderfällen (S.355–390) gliedert, können in diesem Rahmen nicht im Detail gewürdigt werden. Als sinnvoll erweist sich die Strukturierung der Analysen in kleinere Überblicke und ausführlichere Fallstudien, die bestimmte bedeutende Aspekte vom Erzählen über Sterben und Tod der Könige und Kaiser verdeutlichen. Dabei wird in Kamenzins Analysen deutlich, dass ein ganzes Panorama an Aspekten mittelalterlichen Denkens hinter den Vorstellungen von Tod und Sterben steckt (Krankheit, Alter, Prophetie, etc.). Umso fruchtbarer ist es, dass Kamenzin oft – gerade auch im Anhang zu „Bestattungen, Grablegen und Gebeine“ der römisch-deutschen Könige und Kaiser – über die eigene Methodologie hinausblickt und auch Erkenntnisse aus anderen Vorgehensfeldern einbezieht (etwa der Untersuchungen von Knochen) und hinterfragt (z. B. S.466).

Kamenzin gibt seine Ergebnisse nun einerseits in chronologischer (S.391–398) und andererseits in kategorialer (S.399–408) Zusammenschau wieder. Dabei zeigt der chronologische Durchgang – wie auch die Einzelanalysen seiner Arbeit immer wieder eindrucksvoll beweisen –, „dass sich an den untersuchten Herrschertoden die Entwicklung des Reichs in der zeitgenössischen Wahrnehmung kontinuierlich punktuell ablesen lässt“ (S.398). In der kategorialen Zusammenschau liegt der Fokus von Kamenzin vor allem auf der Aussagekraft seiner Quellengrundlage – der Historiographie. Dabei betont er – und hier ist ihm zuzustimmen –, dass im Hinblick auf die von den verschiedenen Autoren genutzten narrativen Strategien keine diachrone Entwicklung gefunden, gar gesucht, werden konnte. Vielmehr spricht er eher von „Häufungen gewisser Formen“ (S.400) und wird damit einerseits der auffälligen Wiederholung bestimmter narrativer Funktionen und Strategien, zugleich aber auch der Einzigartigkeit der einzelnen Textzeugen gerecht. Kamenzin gibt somit nicht der Versuchung nach, die Befunde als scheinbar ewige Reihung intertextueller Verweise zu lesen, sondern erkennt den Stellenwert des Einzeltextes an. Damit stellt er auch die wichtige Frage nach der „Referentialität“ der Historiographie und betont den Nutzen eines ideen- und vorstellungsgeschichtlichen Zuganges zur Quellengattung, wie er auch in seiner abschließenden These betont: Kein „Steinbruch“ für Ereignisse dürfe die Gattung sein, sondern vielmehr ein Eindruck von der „Sicht“ der Autoren auf ihre „Lebenswelt“ (S.402f., 407). Damit reiht sich seine Studie nahtlos in die Neuausrichtung der Historiographie-Forschung seit dem Ende des 20. Jahrhunderts ein.

Des Weiteren kommt Kamenzin zu dem nachvollziehbaren Ergebnis, dass sich kein ritualisierter Tod der Könige und Kaiser im Untersuchungszeitraum zeige. Zwar sei der Einfluss christlicher Sterbeorde, Sterberiten und normierter Vorstellung des Sterbeprozesses erkennbar, aber diese würden doch nicht ritualisiert abgearbeitet, sondern vielmehr von Einzelfall zu Einzelfall neu aktualisiert verwendet (S.405f.). Ob dies auch jenseits seines Überlieferungszeitraumes der Fall ist – Kamenzin bietet erste kurze Überlegungen dafür und dagegen –, bleibt im Hinblick auf die immer stärkere Normierung des Sterbens im ausgehenden Mittelalter und vor dem Hintergrund besonders starker Inszenierung eines normierten christlichen Sterbens – wie etwa beim Tod Maximilians I. – zu hinterfragen. Für einen solchen weiterführenden Dialog im Forschungsfeld zu Sterben und Tod Herrschender im Mittelalter bietet Kamenzins umfassende Studie einen neuen wichtigen Ausgangspunkt.

Patrick Nehr-Baseler